

Einladend – erkennbar - mutig

Zugehen auf Kirchenferne

Vortrag beim Pfarrkonvent Berlin-Charlottenburg am 11.2.2009

von Ulrich Laepple, Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD), Berlin

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder,

Was ich heute Morgen nicht will: Wiederholen, was schon vielfach gesagt und geschrieben worden ist, auch in guten Papieren unserer Landeskirche. Ich will noch weniger so tun, als ob ich den Stein der Weisen hätte und übersähe, dass Sie sich mit Ihren Gemeinden längst auf vielerlei Weise zu den Kirchenfernen aufgemacht haben. Aber es muss uns ja als eine permanente Frage begleiten, wohin die Dynamik eines missionarischen Gottes unsere Gemeinden führt. Er mutet uns zu, von denen her zu denken, die noch nicht bei uns sind, die ihn noch nicht kennen, vielleicht suchen. Denn die Sehnsucht Gottes, dass *wir*, die Menschen, seine ausgestreckte Hand ergreifen, gehört zum Grundbestand christlicher Rede von Gott. Die Trinitätslehre ist im Kern nichts anderes als die Botschaft, dass Gott sich selbst zu den Menschen aufgemacht hat, damit wir Menschen uns zu Gott aufmachen. Darum will ich zu unserem heutigen Thema nicht nur von „ein paar guten Ideen“ erzählen, sondern tiefer ansetzen.

Meine Eingangsthese ist darum: Nur wenn eine Gemeinde sich nach außen wendet, ihre Aufmerksamkeit auch auf „die anderen“, die sog. Kirchenfernen, richtet, folgt sie Gott. Wenn sie das einübt, verändert sich ihre Kultur. Unser Thema zielt also nicht nur auf (neue) Aktionen, sondern auf eine Kulturveränderung der Gemeinden.

Ich bitte Sie, meine Ausführungen in folgenden 5 Stationen mitzugehen:

1. Den Suchenden eine Chance!
2. Wozu ist eine Gemeinde da?
3. Von starken Visionen zu inspirierenden Zielen
4. Die Kirche wird gebaut durch Beziehungen.
5. Gemeinde entwickeln mit Mühseligen und Beladenen

I. Den Suchenden eine Chance!

Ich stelle Ihnen zu Beginn eine Gruppe von Menschen vor:

Ein leitender Angestellter, der gerade in Trennung lebt und seit längerem in eine eigene Wohnung gezogen ist. Er versucht, diese Krise zu durchstehen und fragt mich beiläufig, zu welcher Gemeinde er an seinem neuen Wohnort gehört. Er wisse es nicht. Neben ihm eine alleinerziehende etwa 40jährige Mutter, die vor zwei Jahren aus einem inneren Impuls heraus wieder in die Kirche eingetreten ist und nun einen Glauben sucht, der sie weiter bringt als das, was aus dem Konfirmandenunterricht noch übrig geblieben ist. Daneben sitzt eine etwa gleichaltrige Frau – sie war schon als Jugendliche aus der Kirche ausgetreten. Sie sucht seit einiger Zeit den Raum der Kirche auf und sagt: „Es tut mir gut, hier zu sein. Und in meiner derzeitigen Situation brauche ich das besonders“ (von der sie bisher nichts erzählt – braucht sie auch nicht). Wir lernten sie am Ausgang der Kirche kennen, wo sie uns ansprach und fragte, ob es nicht irgendeine Hilfe gebe, wie man in den Glauben hineinflinden kann. Dann ein Schauspieler und seine Frau. Er war bis vor zwei Jahren konfessionslos, hat sich dann in der Havel taufen lassen und gehört nun der russisch-orthodoxen Kirche an. Seine Frau ist ganz anders drauf und sagt: „Glaube bedeutet mir wenig. Aber meine Kinder sollen wissen, in welcher Kultur sie leben.“ Und ein Christ aus Korea ist auch dabei.

Was ich Ihnen da schildere, sind die Mitglieder einer Gesprächsgruppe, die wir zu Hause angefangen haben. Wir verbanden damit das Ziel, dass suchende Menschen, die es offenbar gibt und die wir eigentlich alle zufällig kennengelernt haben, eine Möglichkeit erhalten, im Gespräch untereinander mit dem Glauben vertraut zu werden. Ich denke, dass wir in unseren Gemeinden Orte und Weisen schaffen oder erfinden müssen, wo Menschen Glaubensbiografien entwickeln können, wo sie lernen können, *deo vivendi*, also mit Gott zu leben und ihr Leben zu gestalten. Wir sprechen zur Zeit miteinander über das Vater Unser und machen Entdeckungen am Glauben, am Leben und in der Bibel.

Fast alle diese erwähnten Menschen haben sich von sich aus der Kirche zugewandt. Sie suchten wohl, ohne dass sie das so ausgedrückt hätten, Glaubenshilfe und Lebenshilfe, vielleicht Glaubenshilfe *als* Lebenshilfe. Ich weiß: Die geschilderte Gruppe steht nur für einen Ausschnitt aus denen, die wir mit unserem Thema „Kirchenferne“ meinen. (Die selbstgewissen oder gewohnheitsmäßigen Atheisten in der oder außerhalb der Kirche sind da noch nicht im Blick.) Aber ich erzähle von dieser Gruppe, um zu bebildern: Es gibt die Suchenden, nicht nur eine Handvoll, sondern im Einzugsbereich unserer Gemeinden gewiss Hunderte, die mehr oder weniger so dran sind. Aber die Gemeinden auf der einen, sie auf der anderen Seite, haben einander oft noch nicht gefunden. Das ist, aus der Sicht beider Seiten, eigentlich tragisch.

Was wäre, wenn Gemeinden nicht nur zufällig auf Suchende stoßen würden, sondern sich aufmachten, um Suchende zu finden?

II. Wozu ist eine Gemeinde da?

Ich weiß nicht, ob wir uns hier auf eine Antwort einigen könnten. Es mag wie eine Engführung wirken - ich würde es eher eine notwendige Konzentration nennen -, wenn ich die Antwort so versuche: „Eine christliche Gemeinde ist dazu da, dass Menschen (1.) *zu einem persönlichen Glauben* an Gott finden, (2.) *in diesem Glauben gestärkt und erhalten* werden und aus dem Glauben (3.) *zu einem Dienst an der Welt* sich bereit finden.“ Für mich wäre in diesem Dreiklang nicht alles, aber das Entscheidende gesagt.

Die EKD-Synode von 1999 mit dem Thema „Reden von Gott in der Welt – der missionarische Auftrag der Kirche“ hat in ihrer sog. Kundgebung etwas Bedeutendes gesagt: „Von dieser Tagung geht das Signal aus: Die evangelische Kirche setzt das Glaubenthema und den missionarischen Auftrag an die erste Stelle....Heute sagen wir gemeinsam: Weitergabe des Glaubens und Wachstum der Gemeinden sind unsere vordringliche Aufgabe. An dieser Stelle müssen die Kräfte konzentriert werden.“

Warum müssen sie es? Warum und wozu sollen Gemeinden auf Kirchenferne zugehen? Weil wir in unserer Gesellschaft als Kirche marginalisiert sind (siehe *pro reli?*) Oder weil wir die bröckelnden Mitgliederzahlen stabilisieren wollen? Das wären ja verständliche Gründe. Aber ist nicht das Urmotiv, das stärkste Motiv die Leidenschaft des Gottes, der nach den drei Gleichnissen vom Verlorenen in Lukas 15 die 99 Schafe stehen lässt, das eine Schaf, dann den einen Groschen sucht? Und schließlich hält er nach dem verlorenen Sohn voller Sehnsucht Ausschau in der Hoffnung, dass er zurück findet. Ich denke an Krötkes bekannten Satz: „Die Menschen haben die Kirche in Scharen verlassen, aber wir können sie nur als einzelne zurückgewinnen.“

Es scheint so zu sein, dass Gott uns zumutet, unser Hauptaugenmerk nicht auf den Bestand, sondern auf „die anderen“, die Fernen zu richten. Nicht nur Pfarrer und Pfarrerrinnen, sondern auch der Kirchenvorstand, die ganze Gemeinde würden also aufgefordert, eine neue Körpersprache zu erlernen und einzuüben, nämlich die Körpersprache eines

leidenschaftlichen und erfinderischen Interesses an denen, die der Kirche fern stehen. Was wäre das für eine Veränderung der gemeindlichen Kultur! Ich denke nicht, dass wir uns einfach zurücklehnen und sagen könnten: Machen wir schon!

III. Von starken Visionen zu inspirierenden Zielen

Was ist die Vision unserer Gemeinde? Kann jeder und jede im Kirchenvorstand sagen, warum es diese Gemeinde gibt, geben muss, wofür sie steht und was sie will? Wir brauchen starke Visionen, die uns tragen, inspirieren, Durchhaltekraft geben und von denen aus wir dann auch unsere Ziele in *unserer* Gemeinde finden und formulieren können. Haben wir unsere Kirchenvorstände schon einmal gefragt, von welcher Gemeinde sie träumen? Was - im Einklang mit den Vorgaben Gottes - für sie die vordringlichen Aufgaben bei ihnen vor Ort jeweils sind?

Ich gehe einmal von einer starken Vision aus, die Sie alle kennen:

„Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, und den Blinden, dass sie sehen sollen, und den Zerschlagenen, dass sie frei sein sollen, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn.“ (Luk. 4,18-19)

Das war die Vision Jesu, sein Hoffnungsbild, sein Traum vom Menschen. Er gibt dieses Hoffnungsbild an seine Gemeinde weiter: „Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Und er haucht sie nach Joh. 20 an (wie der Schöpfer auf den ersten Seiten der Bibel Adam anhauchte), um ihnen für ihre Sendung in die Welt seine Kraft und seine Lebendigkeit mitzugeben.

Solche Hoffnungsbilder sind noch keine konkreten Aufgaben und Ziele. Die müssen dann vor Ort erarbeitet werden.

Wie macht man das?

Ich habe mich immer wieder an sog. „Perspektiventwicklungen“ beteiligt. Es handelt sich um ein Instrument der Gemeindeentwicklung, mit dem auf methodisch nachvollziehbare Weise mit dem Kirchenvorstand oder einer größeren Gruppe Gemeinden ihre Ziele und Aufgaben finden, also ihre konkrete Aufgabe vor Ort. Das können bewegende Prozesse mit weitreichenden Folgen sein, die die Kultur einer Gemeinde allmählich verändern.

In der zitierten Vision von Luk. 4 steht gleich am Anfang das schöne Wort „euangelizesthai“ – wir könnten es mit „evangelisieren“ übersetzen. Ich möchte dafür werben, dass wir dieses schöne griechische Wort neu für uns gewinnen. Es bezeichnet im NT die Weitergabe des Evangeliums an die, die noch nicht oder unzureichend vom Glauben gehört haben. Wir brauchen dieses Wort, damit diese bestimmte Aufgabe benannt ist. Nur wo eine Aufgabe einen Namen, eine Bezeichnung hat, nehmen wir sie wahr.

Es sagte einmal jemand, der hin und wieder zu Gottesdiensten kam, einen Satz, den ich nie mehr vergessen habe: „Ich komme mir in den Gottesdiensten immer vor wie im zweiten Teil eines Films – da wird mir gesagt, was ich tun soll und tun muss als Christ. Aber es wird mir nie gesagt, wie ich überhaupt hineinkomme in den Glauben und ins Christsein.“

Ich kann diesen Menschen verstehen. Wir haben weitgehend eine Glauben weckende Sprache verloren bzw. weder an der Universität noch im Vikariat erlernen können, eine werbende, wirklich zum Glauben – nicht zu Veranstaltungen – einladende Sprache. Wir haben wenige gute Vorbilder.

Ich zehre immer wieder von drei inspirierenden Sätzen, die die erwähnte EKD-Synode damals gefunden hat. Sie sagen mir, *was* wir zu „evangelisieren“ haben:

1. Du bist als wunderbares Wesen geschaffen (also nach Ps. 139 beschenkt und bejaht).
2. Du bist nicht verloren (Dir gilt das ganze Interesse des suchenden Gottes. Lass dich von ihm finden!)
3. Du bist zur Freiheit berufen (also nicht dazu verdammt, von Mächten, Menschen und eigenem Versagen abhängig zu sein und darauf festgelegt zu bleiben)

In diese Richtung Sprache finden – in der Predigt, im Konfirmandenunterricht, in der Seelsorge, bei Besuchen – also diesen einladenden und erkennbaren Ton des Evangeliums in einer bestimmten Situation zu treffen, das braucht genauso Übung wie es abhängig ist von der Gegenwart des Geistes. Ich könnte Ihnen manche Beispiele von mir von verstörendem Versagen auf diesem Gebiet erzählen, vielleicht auch ein paar, wo es geglückt ist. Sie kennen das auch.

Ich denke dabei allerdings gar nicht nur an uns Pfarrer und Pfarrerrinnen. Bei pastoralen Aufgaben denken wir ja meist sofort an uns, nur an uns. Das ist eine tragische Falle. Jede Überlegung, gerade zu unserem heutigen Thema, führt darum so leicht und reflexartig zu der Reaktion: Was soll ich denn noch alles machen? Aber müssen Sie alles selber machen? Wir sprechen vom Besuchen von Neuzugezogenen - unser Reflex: Wie soll ich das noch unterbringen?! Von Glaubenskursen: Um Himmels willen, das geht nicht auch noch!

Gegenbeispiel: In einer Spandauer Gemeinde wird jährlich ein Glaubenskurs durchgeführt. Der Ortspfarrer ist dort gar nicht die Hauptakteur. Er hat Ehrenamtliche als Team gewonnen, die gerade für diese Sache ein Herz haben, und Externe, die die Abende halten. Wie viele Charismen in unseren Gemeinden sind wohl da, die brach liegen, weil sie noch nicht entdeckt sind und abgerufen werden? Wir sollten nicht ganz bestreiten, dass es in unserer Zunft einen Zusammenhang gibt zwischen Burn-out und nicht-loslassen, nicht-abgeben können.

Nochmals zurück zum „euangelizesthai“. Dazu sind alle Christen berufen. Die Gemeinde ist berufen zu einer permanenten Evangelisation im Sinne eines ansprechenden Redens von Gott im Alltag der Welt. Vielleicht hat ihr das noch nie jemand gesagt. Sie denkt: Das ist Pastorensache.

Manchmal werde ich gebeten, hier in Berlin in einer Fortbildung Besuchsdienstgruppen zu begleiten. Es wirkte auf manche wie eine unzulässige Zumutung, dass von den Besucherinnen ein selbständiger Hinweis auf das Evangelium oder den Glauben erwartet werden könnte. Daran, finde ich, sollten wir arbeiten. Wie wäre es, wenn wir in den Gemeinden Orte schaffen, wo wir uns gemeinsam mit der Gemeinde einübten, wie das ist, vom Glauben zu sprechen. Wie das ist mit einer berechtigten Vorsicht, aber auch damit, dass wir oft unberechtigter Weise Gefangene unserer Vorsicht sind. Warum nicht einen Workshop durchführen mit diesem Thema? Gutes Material ist da, z.B. Klaus-Jürgen Diehl, „Vom Glauben leise reden“. Warum nicht in jeder Kirchenvorstands-Sitzung am Anfang eine halbe Stunde damit arbeiten? Ich glaube, wir müssen auch „nach innen“ Ungewöhnliches tun, wenn wir unser Thema ernst nehmen. Nicht nur nach außen!

IV. Die Kirche wird gebaut durch Beziehungen

Wir meinen manchmal, sie würde gebaut durch Bücher, Sitzungen und Protokolle von Sitzungen, durch Vorträge und vor allem durch große Veranstaltungen, zu denen viele kommen. Hoffentlich wird sie dadurch auch gebaut. Aber entscheidend wird sie wohl gebaut durch persönliche Beziehungen. Das ist die Grundentdeckung aller wachsenden Kirchen in der Welt.

Wissen Sie, welchen Text ich mit zu den spannendsten des Neuen Testaments zähle? Die Grußliste am Ende des Römerbriefs in Röm. 16. Ich würde gerne mal über diese Liste predigen. Da können Sie sehen, was um die Mission des Paulus herum offenbar alles passiert ist an Beziehungen, an fruchtbaren Beziehungen, die fast alle angefangen haben, als diese Menschen noch zu den „Kirchenfernen“ gezählt haben, Beziehungen, die dann gewachsen sind.

„Alles Wesentliche im Leben ist Begegnung“ – Sie wissen, wer das gesagt hat (M. Buber).

Die Anonymität in vielen unserer Gemeinden ist ein hemmender Faktor für Gemeindegewachstum. Es gibt Gemeinden, da kommt man sich vor wie in einer Bahnhofshalle – Gemeinden, ich spreche bewusst in der Mehrzahl, wo man als Neuer nicht genau weiß, ob es gewünscht ist, dass man sich nach dem Gottesdienst an den Kaffeetisch setzt, an dem die offensichtlichen Insider schon sitzen. Wir haben in Sachen Gastfreundschaft in den Gemeinden schon viel gelernt. Aber der gedeckte Kaffeetisch darf ja nicht nur heißen, dass die Neuen bei Kaffee und Kuchen eingeladen sind, dort zu sitzen. Es müsste auch Aufmerksamkeit, Initiative und Interesse, Zuständigkeit für die Beziehungsaufnahme bedeuten.

Erwarten wir wirklich Menschen, die nicht schon zu uns gehören? Fremde, Unsichere, Kontaktscheue, Suchende? Machen wir es anderen leicht, uns finden? Wie schätzen Sie Ihr Gemeindeleben in dieser Hinsicht ein?

Natürlich sagen wir: „Das wollen wir“! Aber unsere gemeindliche Körpersprache sagt oft etwas anderes.

Bei mir stellt sich an manchen Sonntagmorgen in der Kirche eine echte Trauer über die leeren Kirchenbänke ein. Nicht selten sind es berührende Gottesdienste, die ich erlebe. Vielen hätten sie gut getan, 200 Menschen hätten hören müssen, was dort gesagt wurde und wie es – nämlich liebevoll und verständlich und persönlich – gesagt wurde.

Kürzlich gab es im Kanzleramt ein Gespräch mit der Bundesstaatsanwältin Harms, Bischof Huber und Kanzleramtsminister Hermann Gröhe. Die Bundesstaatsanwältin soll gesagt haben (so berichtete Hermann Gröhe, der auch dem Rat der EKD angehört), dass es ihr weh täte, wenn sie in den Gottesdiensten oft so wenige Menschen antrifft. Da dachte ich: Gut dass jemand dies mal so ausspricht. Manchmal habe ich das Gefühl, dass viele aus unserer Zunft die kleine Zahl resigniert hinnehmen, als ob es ein Schicksal sei, als ob es nicht gehe, mit den Mitchristen zusammen zu wachsen gegen den Trend, als ob es sich gar nicht lohne, sich Gedanken zu machen über Wachstumserfahrungen und Wachstumsgesetze der Gemeinde. Ich weiß wohl, dass es struktur- und bevölkerungsschwache Gebiete gibt. Dazu bin ich zu oft in den Kirchen der ostdeutschen Bundesländer. Aber von denen spreche ich jetzt nicht. Ich denke an uns hier in Charlottenburg.

Die anglikanischen Gemeinden, die im Blick auf die negativen Folgen der Säkularisierung für die Gemeinden schon viel weiter sind, haben gelernt, dass Beziehungen wichtiger, jedenfalls mindestens so wichtig sind wie Veranstaltungen. Ihre Gemeinden regenerieren sich immer mehr durch sog. cell-groups, also durch Zellgruppen, In ihnen kann sich Nähe, Beziehung, Gespräch, Begegnung ereignen. Hier können Lebensfragen mit Glaubensfragen zusammen kommen. Ist die Zahl 14 erreicht, teilt sich die Zelle. Vielleicht ein uns fremder Gedanke, aber wir sollten ihn mal an uns heran lassen.

Auch regelmäßige Glaubenskurse, in denen die Gastfreundschaft der Gemeinde sich in einem Imbiss, einem offenen Gespräch und dem Angebot eines Glaubenthemas zeigt, können ein zentraler Baustein der Gemeindeentwicklung werden. Wir brauchen gewiss die

Großveranstaltungen wie Kirchentage, wir brauchen die Gottesdienste als Feste und Feiern des Glaubens, die Musik(nicht nur die Orgel, aber die auch) und das gemeinsame und kräftige Lob Gottes, die Bestärkung, dass wir mit vielen unterwegs sind im Glauben. In solchen Veranstaltungen wird gewiss die Suche nach Gott, nach dem Glauben oft ausgelöst und intensiviert. Aber was ist dann? Wie geht es weiter? Wo wird der Faden aufgenommen und weitergeknüpft?

Einen Eindruck, den wir jedenfalls nicht vermitteln sollten, wäre der: Dass wir uns als Veranstaltungsgemeinde präsentieren und bei den Menschen den Eindruck erwecken: Die haben nur das Interesse, mit mir ihre Veranstaltungen zu füllen, aber an mir selber haben sie eigentlich kein Interesse.

Zur Beziehungsfähigkeit und – willigkeit von Gemeinden erwähne ich die Besuchsarbeit als ein bewährtes Instrument des Beziehungsaufbaus zu kirchenfernen Gemeindegliedern. Ich schildere Ihnen zwei Projekte, die wir in der ev. Kirche im Rheinland durchgeführt haben:

a) „In drei Wochen Besuche bei Neuzugezogenen“: Das Projektteam gibt wird für 5 Wochen zusammengestellt. 2 Termine in 2 Wochen als Vorbereitung, in 3 darauffolgenden Wochen finden die Besuche aller in den letzten 12 Monaten neu Zugezogenen statt (Einladung zu den Weihnachtsgottesdiensten, viell. zu einem Neujahrsempfang. Ein Auswertungstreffen schließt das Projekt ab.

b) Kinderbibeln zum 4. Taufstag. Ein Besucher(innen)-Team besucht innerhalb von wenigen Tagen die vor 4 Jahren als Säuglinge Getauften, trifft dabei die Eltern und lädt zum Kindergottesdienst und zu anderen Treffen in der Gemeinde ein (z.B. zu einem Glaubenskurs).

Wir haben die Besuchsdienstarbeit damals unter das Motto gestellt: „Besuchen und Finden. Gott sucht den Menschen und beteiligt uns daran.“

V. Gemeinde entwickeln mit Mühseligen und Beladenen

Mich beeindruckt die Gottesdienste mit Dementen, die hier in Berlin durchgeführt werden. Nicht nur die Dementen, auch Fahrer, Pflegepersonal, Angehörige werden erreicht. Alles, was mit der diakonischen Dimension der Gemeinde zu tun hat, schafft eine Fülle von Kontaktflächen. Ich denke auch an die Gottesdienste mit HIV-Infizierten hier in Charlottenburg. Ich denke an Trauergruppen und daran, wie letzten Samstag auf einer Tagung zum missionarisch-diakonischen Gemeindeaufbau in Freiburg eine Pfarrerin aus Lüdenscheid erzählte, wie ihre ganze Gemeinde sich bereichernd verändert hat durch eine Obdachlosenarbeit - nicht eine Arbeit der Gemeinde *für* Obdachlose, sondern eine Gemeinde, in der Obdachlose mitleben und mitarbeiten.

Mir ist wichtig: alles diakonische Engagement sollte nicht nur „aus Glauben“ kommen, sondern auch eine Richtung „auf Glauben hin“ haben. Denn der verletzte Mensch ist oft auch der suchende Mensch; der suchende Mensch ist oft zugleich der verletzte Mensch.

Ich will folgenden Themenkreis hier wenigstens ansprechen: Wie beantworten wir die Sehnsucht nach Heilung in unserer Gesellschaft?

Ich mache seit einigen Jahren in einer kleinen Arbeitsgruppe mit, die nach dem Zusammenhang von Gesundheit, Spiritualität und Heilung fragt (es ist dazu ein Büchlein erschienen.) Ich glaube, dass in Sachen Heilung, Gesundheit und Spiritualität eine große Lücke in unseren Gemeinden besteht. Wir brauchen Phantasie, um die große Krankheitslast der Menschen – im Horizont von völlig überzogenen Gesundheitserwartungen in unserer Gesellschaft – als Thema und Aufgabe aufzunehmen.

Beispiel: In einer Berliner Gemeinde wird nach dem Gottesdienst, wenn die Gemeinde gegangen ist, eine persönliche Segnung und ein Gebet im Altarraum angeboten. Es

gibt auch ein Seelsorgeteam, das geschult ist für seelsorgerliche pastorale Dienste. (Auch die Seelsorge ist ja nicht an das Pastorenamt gebunden!) Mit dem Thema Heilung, Spiritualität, Gesundheit wären wir ganz nah beim Neuen Testament und weit drin in der Gesellschaft, in Themen, die wir nicht nur der Esoterik überlassen sollten.

Ich breche hier ab und frage zum Schluss:

Was können wir tun in der Region?

Warum führen wir nicht Impulstage des Kirchenkreises ein: einen Impulstag zum Thema Besuchsdienst, den nächsten zum Thema Glaubenskurse, einen dritten vielleicht zum Thema „Zweitgottesdienste“ (ein wichtiges, heute gar nicht erwähntes Instrument im Zusammenhang unseres Themas). Ein Samstag mit vielen Ehrenamtlichen, mit Kirchenvorständen steht mir vor Augen. Wir könnten uns Wissen und Erfahrung heranholen, uns miteinander austauschen. Wir könnten lernen, unsere gemeindlichen Ziele zu schärfen. Wir könnten vielleicht mehr Vitalität und Vielfalt in der eigenen Gemeinde und im Kirchenkreis entwickeln. Mehr miteinander reden, miteinander beten und planen müssten wir – damit wir wirklich zu Gemeinden werden, bei denen die Kirchenfernen eine Chance bekommen zu finden, was sie suchen, vielleicht sogar überraschend zu finden, obwohl sie danach gar nicht zu suchen meinten.